

Forschung und Habilitationen

Forschungssituation in München

Wie misst man die Forschungsleistung eines Instituts? Zählt man Publikationen, Schriftenreihen oder Fachkongresse? Drittmittel? Dissertationen und Habilitationen? Vor allem Habilitationen sind ein wichtiger Schritt zur Verankerung eines Forschungsansatzes im akademischen Feld: In der Regel sind sie Voraussetzung für eine Professur und damit für eine Position, die relativ autonom Forschungsinteressen setzen und verfolgen kann.

Unter Otto B. Roegel wurden vier Habilitationsverfahren erfolgreich abgeschlossen: vier Chancen auf wissenschaftlichen Erfolg. 1982 und 1986 Petra Dorsch und Claudia Mast, 1973 Wolfgang R. Langenbucher (die erste Habilitation nach 50 Jahren: ein Einschnitt in der Institutsgeschichte und ein wichtiges Signal innerhalb der Universität) und nur ein Semester später Hans Wagner.

Hinter den beiden ersten Habilitationskandidaten standen zwei konkurrierende Fachverständnisse. Zugespielt: Kommunikationswissenschaft als empirische Sozialwissenschaft einerseits und Zeitungswissenschaft als historisch-hermeneutische Geisteswissenschaft andererseits. Institutsleiter Roegel lehnte ein Schiedsrichteram ab. Mit der Institutionalisierung des zeitungswissenschaftlichen Ansatzes durch Wagners Habilitation hatte Roegel die Existenz der „Münchener Schule“ gesichert, auch wenn er selbst die Zukunft des Instituts in der sozialwissenschaftlich-empirischen Arbeit sah. Hans Wagner erhielt 1980 eine hausinterne, neue Professur. Die von ihm eingerichtete Schriftenreihe „ex libris kommunikation“ bietet ein Forum vor allem für historische und theoretische Themen und druckt frühe zeitungswissenschaftlicher Texte nach.

Stärker von Fachgemeinschaft und Öffentlichkeit beachtet wurden die Untersuchungen der Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung (AfK, siehe Kasten). Empirische Forschung am Institut ist in dieser Zeit auch verbunden mit einer neuen Professur, die 1974 auf Initiative des Staates eingerichtet wurde. Bayern wollte die Rezeptionsforscherin Hertha Sturm (Bild) für den Aufbau eines Studienfernsehens nach München holen. Sturms Bedingung: Eine Professur. Diese bekam das Institut für Kommunikationswissenschaft.



Quelle: Aviso, Nr. 34 (Oktober 2003)

Gehemmt wurde die Forschung spätestens seit Mitte der 70er Jahre durch den Studentenandrang. Zeit und Kraft der Mitarbeiter wurden in der Lehre aufgezehrt. Auch die neuen Überlaststellen waren keine Lösung. Bei einem Lehrdeputat von 12 bis 16 Wochenstunden war es schwierig bis unmöglich, an einer Dissertation oder Habilitation zu arbeiten.



„Wir wollten Forschung machen“: Die Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung

Die Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung (AfK) verdankte ihre Existenz einer Mittelbauintiative. Peter Glotz, Wolfgang R. Langenbucher und Walter A. Mahle gründeten 1970 einen Verein, um außerhalb der Universität forschen zu können. Otto B. Roegel hat diese Auslagerung mit dem Wunsch der Studenten nach Mitbestimmung in allen Gremien begründet. Unter diesen Bedingungen sei empirisches Arbeiten unmöglich gewesen.

Peter Glotz: „Wir wollten Forschung machen. An der Universität ging das nicht. Wenn man da Geld von Burda annahm, hatte man schreckliche bürokratische Probleme. (...) Ich war eher der Organisator und nicht der Forscher. Ich habe die Aufträge besorgt und die Designs gemacht, mit Langenbucher zum Beispiel.“

Aufträge von den Medien und aus Bonn

Neben Unternehmen wie Bertelsmann wurde die Bundesregierung zu einem wichtigen Geldgeber. Über Walter J. Schütz, damals im Bonner Informations- und Presseamt, erhielt die AfK zwischen 1971 und 1975 Aufträge, deren Ergebnisse in den Medienbericht der Bundesregierung gingen. Roegel hat auf den medienpolitischen Hintergrund verwiesen: „Es gab einen Bedarf an wissenschaftlich gesicherten Daten über die Verhältnisse in Redaktionen, Verlagen, Funkhäusern, Agenturen. Die Wogen der Debatte über ‚Innere Pressefreiheit‘ gingen hoch.“

Die Forschungsergebnisse wurden in einer Schriftenreihe zusammengefasst, die bis Mitte der 1980er Jahre auf einen Bestand von über 20 Bänden angewachsen war. Ihre Titel sind ein Spiegel der medienpolitischen Diskussion in den 70er und frühen 80er Jahren. Die folgenden Beispiele sind willkürlich herausgegriffen:

Kommunikatorforschung:

- Unterhaltung als Beruf? Herkunft, Vorbildung, Berufsweg und Selbstverständnis einer Berufsgruppe. 1974
- Manager der Kommunikation. Die Rolle des Chefredakteurs im Spannungsfeld von Verlag, Redaktion und Leser. 1977
- Pressekonzentration und Journalistenfreiheit. 1971/76

Kommerzieller Rundfunk

- Fernsehforschung: Feedback oder Anpassung? 1977
- Kommerzielles Fernsehen in der Medienkonkurrenz. 1984

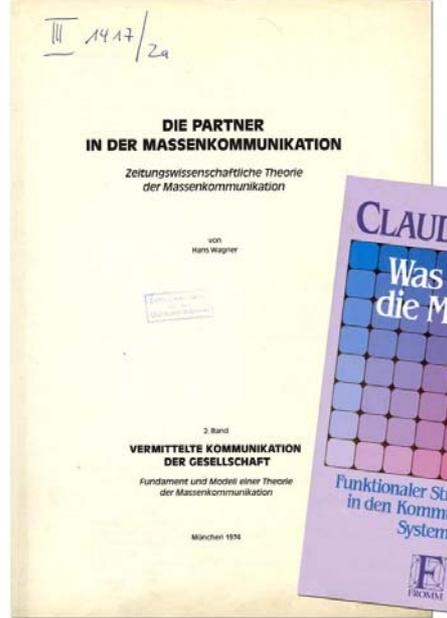
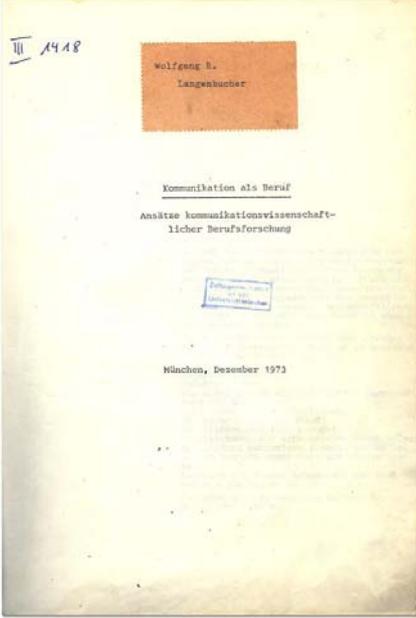
Leseforschung

- Buchmarkt der neuen Leser. Studien zum Programm der Buchgemeinschaften (1962-1971). 1974
- Buchgemeinschaften und Lesekultur. Studie zum Programmangebot von sechs Buchgemeinschaften (1972-1977). 1980

AfK: Ein Erfolgsmodell?

Wolfgang R. Langenbucher sieht die Arbeit der AfK im Rückblick eher kritisch: „Was wir am Institut gemacht haben, war nicht konzeptionell durchdacht, sondern Auftragsforschung, Atomforschung. Wir haben uns die Themen vorschreiben lassen.“ Für Claudia Mast, damals Studentin in München, waren die „spannenden sozialwissenschaftlichen Untersuchungen“ der AfK zumindest ein „Lichtblick“ in einem Studium, das sonst sehr praxisfern und durch zwei „ziemlich unvermittelt“ nebeneinander stehende Lager geprägt gewesen sei. Die Marktkonkurrenz der privaten Forschungsinstitute führte schließlich zur Auflösung der AfK, „unter erheblichen Opfern für die Hauptbeteiligten“ (Roegel). Es gibt eine Nachfolgeeinrichtung: die „Arbeitsgruppe Kommunikationsforschung München“. Leitung: Walter A. Mahle.

Nach einem halben Jahrhundert ohne Habilitationen am Institut: Gleich vier erfolgreiche Versuche in einem Dutzend Jahren



Die Habilitation von Wolfgang R. Langenbucher (1974) war die erste seit Bestehen des Instituts. Vorher fehlte dem Fach in München ebenso wie an den anderen westdeutschen Standorten die wissenschaftliche Reputation. Der erste erfolgreiche Habilitand nach dem Zweiten Weltkrieg war Kurt Koszyk (1968 in Westberlin). Kurz darauf folgten in Münster Winfried B. Berg, Michael Schmolke und Franz Dörge. Alle vier waren wenig später Professor – ein Indiz für den Mangel an qualifizierten Nachwuchswissenschaftlern.